

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Verlorene Dinge. Von U. Bernstein

[urn:nbn:de:bsz:31-337023](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337023)

Verlorene Dinge.

Von

H. Bernstein.

I.

„Wie viel Stecknadeln werden wohl tagtäglich fabrizirt?“

— Die Zahl derselben übersteigt ganz unzweifelhaft viele Millionen! —

„Wo bleiben all die Stecknadeln?“

— Abgebraucht wird höchst selten eine: Die Stecknadeln gehen mitten in ihrer vollen Dienstfähigkeit verloren! —

„Wie viel Stecknadeln mögen aber wohl tagtäglich verloren gehen?“

— Mangel an Stecknadeln ist gewiß noch Niemand gewahr worden, und für den Ueberfluß würden sich auch die Nadelmacher hüten, sie zu fabriziren. — Hieraus aber folgt mit strengster Consequenz, daß so viel Stecknadeln tagtäglich verloren gehen müssen, wie tagtäglich neue gemacht werden! —

„Wenn aber wirklich tagtäglich viele Millionen Stecknadeln verloren gehen, warum findet man sie nicht, wohin man nur greift? — Sollte man nicht meinen, wenn dies Jahr aus Jahr ein so fortgeht, so müßte man endlich bis über die Knöchel in lauter verlorenen Stecknadeln herumwaten? —

Die richtige Antwort auf diese Frage ist folgende: — Es gehen tagtäglich so viele Millionen Stecknadeln und Millionen andere Dinge in der Welt verloren, daß all die verlorenen Stecknadeln sich wiederum verlieren in den Millionen verlorener Dinge! —

Alle Menschen in der Welt schaffen oder machen oder fabriziren oder fördern tagtäglich Jahr aus Jahr ein immerfort lauter neue Dinge; Keiner von ihnen ist so thöricht etwas zu produciren, das Niemand braucht. — Die neuen Dinge werden also nur deshalb täglich producirt, weil täglich eben so viel alte Dinge verbraucht werden; die verbrauchten Dinge aber gehen so zu sagen: verloren. Was Wunder, wenn es schwer hält unter solcher Masse der verlorenen Dinge eine verlorene Stecknadel herauszufinden! —

Zwar gehen die verschiedenen Dinge unter sehr verschiedener Firma verloren. Tassen und Töpfe und Schüsseln und Teller und Flaschen und Gläser „gehen

entzwei“; natürlich ohne Verschulden aller Köchinnen. — In Fensterseiben „kommt ein Sprung“; Eimer „fallen aus einander“; Messer und Gabel „kommen weg“; in das Kleid „fällt ein Loch hinein“; in Schürzen „ist ein Riß gekommen“; Knöpfe „fallen ab“; Bänder „verschwinden“; Federmesser „sind nicht da“; — kurz: der Titel für's „Verloren-Gehen“ klingt sehr verschieden, bescheiden und versteckt, je nach dem Charakter der verlorenen Dinge. Thatsächlich jedoch hat Mephistopheles schon ganz recht, wenn er meint, daß alles was entsteht, werth ist, daß es untergeht; aber „herzlich schlecht“ ist darum die Welt doch nicht, im Gegentheil es erginge uns herzlich schlecht, wenn alle gemachten Dinge gar nicht untergehen wolten; denn dieser unausgesetzte Untergang der alten Dinge ist die Grundquelle der Arbeit aller neuen Dinge und all die Arbeit der neuen Dinge ist die Grundsäule unseres Culturlebens. —

Gar Vielen möchte es vielleicht scheinen, daß in dem Verlorengehen der Dinge eigentlich eine ungeheure Verschwendung von Zeit und Arbeitskraft liege. — Wäre es nicht schon ein großer Gewinn für die Menschheit, wenn z. B. die Stednadeln nicht millionenweise täglich verloren gingen? In solchem Falle würden sich freilich die Nadelmacher nach einer andern Beschäftigung umsehen müssen; aber an nützlicher und lohnender Arbeit würde es ihnen gewiß nicht fehlen; dagegen würde die ganze übrige Menschheit eine Ausgabe, die sich täglich erneuert, sparen, und selbst derjenige Theil der Damenwelt, bei dem Nadelgelber eine sehr beliebte Steuer der Schwäche des starken Geschlechts ausmacht, würde sicherlich nicht in Verlegenheit gerathen diese Schönheitssteuer unter andern Titel auf den Jahres-Haushalt zu bringen. —

Allein diese Berechnung ist falsch. —

Singen nämlich nicht so viele Millionen Stednadeln täglich verloren, so würden nicht so viel Millionen Stednadeln täglich fabrizirt werden, und würden nicht so viel Stednadeln fabrizirt, so würden sie nimmermehr so spottbillig sein. Das Resultat unseres Sparsamkeits-Planes wäre also, daß wir für die wenig Nadeln, die wir kaufen und die wir noch gar sorgsam bewahren müßten, damit sie ja nicht verloren gehen, mehr Geld ausgeben würden, als für die vielen, die wir so billig kaufen, daß es uns nicht lohnt, sie zu bewahren und sie darum ihrem Schicksal des Verlorengehens nicht weiter entziehen mögen! —

Für die Menschheit würden die überwachten Stednadeln theurer werden als die verloren gehenden!

Wer dies für eine Uebertreibung hält, der mache nur einmal den Versuch, sich eine Stednadel direkt zu bestellen; er wird vom Schmied zum Schlosser, vom Schlosser zum Mechanikus gewiesen werden und jeder wird ihm sagen, daß eine regelrechte Stednadel blank und rein von verzinnem Eisen, mit harter

und scharfer Spitze und festem glattem Köpfschen nicht gut für weniger als fünf Silber Groschen zu machen ist. — Nur weil man sie in solchen Massen fabrizirt, hat man Maschinen dazu einrichten und alle Vorrichtung so treffen können, daß sie so spottwohlfeil sind. Kann man sie aber nur darum in Massen fabriziren, weil sie in Massen verloren gehen, so ist jeder Plan sie nicht zu verlieren, gleich dem Plan sie nicht zu fabriziren oder, was ganz dasselbe ist, unsere Ausgaben für jede einzelne Nadel sehr hoch zu stellen. —

Darum ist es in der That besser und sogar sparsamer, wenn man sie immerfort verliert und immerfort fabrizirt!

Und wie mit den verlorenen Stecknadeln, so verhält es sich mit all den Dingen in der Welt, in deren Trümmer und Ueberreste all die verlorenen Stecknadeln sich verlieren. — Das tägliche Entfiehn in Masse ist bedingt durch das Bergehen in Masse, und das Resultat ist die außerordentliche Wohlfeilheit alles dessen was unsere Arbeit hervorzubringen vermag. — Ginge weniger verloren, so würde durch die Arbeit weniger geboren und in demselben Maße würden die Erzeugnisse kostbarer werden. Alle zerbrochenen Gläser und Tassen und Teller und Töpfe u. s. w. machen die neuen billiger; jemehr Kleider zerrissen werden, desto lebhafter findet die Ausgleichung durch die Fabrikation statt und in demselben Maße werden die Stoffe und deren Herstellung wohlfeiler. Es existirt also, — und das wollen wir uns merken — zwischen Preis, Gebrauch und Verbrauch eine Harmonie, durch welche Verhältnisse zur Ausgleichung gebracht werden, die scheinbar im Gegensatz zu einander stehen!

II.

„Ist es denn aber auch wirklich wahr, daß das unausgesetzte Verbrauchen von Dingen, die gearbeitet werden müssen, die Menschheit nicht ärmer macht? —

Die richtige Antwort auf diese Frage kann mit wenig Worten gegeben werden; allein diese wenigen Worte weichen so sehr von gewöhnlicher Anschauung der hergebrachten Welt ab, daß wir einen kleinen Umweg der Gedanken nicht scheuen dürfen. —

Gewiß ist es schon Jedem einmal durch den Sinn gegangen, daß unsere Zündhölzchen in der Männerwelt ungefähr dieselbe Stelle einnehmen, wie die Stecknadeln in der Frauenwelt. Was von den Männern an Zündhölzler verschwendet wird, das ist ganz unglaublich. Wenn unsere Vorfäter es mit ansehen müßten, wie unzählige Male des Tages wir Feuer anzumachen und ein so sauber gearbeitetes Hölzchen gedankenlos anzulinden und fortzuwerfen, sie würden Zeter über unsere Verschwendung schreien. Ja, sie würden der Gegenwart alle Gemüthlichkeit absprechen; denn wie gemüthlich war es nicht, wenn die seltsame Großmutter sich

mit Stahl und Stein und Zunder vergeblich abplagte und der selige Großvater sie lächelnd bei Seite schob, um in galanter Virtuosität mit etwa zwanzig Schlägen den Zunder — falls er nicht etwas feucht geworden war, anbrennen zu lassen. Wie gemüthlich wurde nicht oft der Frieden am häuslichen Feuerherd gestiftet, wenn der Papa nach einigem Brummen zu der Mama nach einigem Schmolzen in die Küche trat, um sich dort in der bequemsten Manier von der Welt die Pfeife an einem Feuerbrande anzuzünden. — Jetzt ist die Gemüthlichkeit hin und die Verschwendung zur Herrschaft gelangt! Wo giebt's eine Wirthschaft, in der nicht tagtäglich ein Bündchen Zündhölzer verbraucht wird? — Hundertmal, sage: Hundert mal des Tages wird Feuer angemacht, und ein so sorgsam abgerundetes Hölzchen laun zur Hölste verbraucht fortgeworfen, ohne alle Poesie der häuslichen Gemüthlichkeit und ohne zu bedenken, was das für Geld kostet? — Gewiß, unsere Vorfäter würden darin den sonnenklaren Beweis erblicken, daß die Welt sehr verdorben ist! —

Wie aber ist es in Wirklichkeit? Geht nicht in der That durch diesen ganz ungläublich gestiegenen Verbrauch von Zündhölzern sammt Phosphor und Schwefel ein außerordentlich großes Kapital an Geld und Arbeitskraft verloren? und muß nicht an diesem Verlust die Welt immer ärmer werden? — Wäre es nicht eine Wohlthat, wenn der Staat, diese Vorsehung in Beamten- und Acten-Gestalt, die Zündhölzer verbieten, den Gebrauch von Stahl und Stein und Zunder anbefehlen, und der Verschwendung und der daraus folgenden Verarmung Einhalt thun wollte? —

An Staatsmännern, die noch heutigen Tages ähnliche Gedanken hegen, dürfte es in der Welt keineswegs fehlen. — Waren doch im Königreich Sachsen die Zündhölzchen wirklich ein halbes Jahrzehnt lang verboten, nachdem sie sich bereits allenthalben im Gebrauch bewährt hatten! Und nicht bloß die sogenannte Feuergefährlichkeit, sondern auch die volkswirtschaftliche Vorsorge gegen verschwenderischen Verbrauch der Hölzchen machte sich hierbei geltend. — Jetzt, wo die Zündhölzchen allenthalben gestattet sind, ist nicht bloß Sachsen nicht ärmer, sondern in Wahrheit ist Sachsen und die ganze übrige Welt durch den Aufwand der Zündhölzchen reicher geworden. —

Reichthum besteht nämlich nicht im Besitz, sondern in der nutzbaren Verwendung dessen was man besitzt. — Ein bekanntes Beispiel soll uns dies recht deutlich machen. Der Prinz Friedrich der Niederlande hat die Güter des Fürsten Plücker-Muskau gekauft und hat in diesen einen sehr großen schönen Besitz; aber da er diesen Besitz nicht nutzbar verwendet, sondern Schlösser, Park und Waldung in ihren prachtvollen Anlagen erhält, ist er dadurch nicht reicher geworden, sondern im Gegentheil: Die Erhaltung seines Besitzes würde

den reichen Prinzen zum armen Manne machen, wenn er nicht anderweitiges Vermögen besäße, das nutzbar verwendet wird. — Wollte der Prinz seinen Besitz in Muskan Jemandem schenken mit der Bedingung, daß der Beschenkte den Besitz erhalten und behalten müsse, so würde er sehr schwer einen Menschen finden, der das Geschenk annimmt; denn Besitz, der nicht nutzbar verwendet wird, ist kein Reichthum, sondern eine Last!

Ist aber selbst der theuerste und schönste Besitz unter solchen Umständen kein Reichthum, so wird Jedermann gestehen, daß der Besitz eines wenig werthvollen Dinges gewiß kein solcher ist. — Wer z. B. ein Pfund Eisen besitzt, hat gewiß sehr wenig dran. Ganz anders jedoch gestaltet sich's, wenn der Besitzer im Stande ist, aus dem Pfund Eisen lauter Stecknadeln zu machen. Dadurch ist das Pfund Eisen zehnmal so viel werth geworden als früher; und man wird zugeben, daß, wenn dies an vielen vielen Pfunden Eisen geschieht, so kann schon ein Reichthum daraus werden! —

Die Verwandlung des Eisens in Stecknadeln geschieht aber eben durch die Arbeit; daher ist es ganz unzweifelhaft in diesem Falle, daß der Reichthum in der Arbeit steckt. —

Das Gleiche findet nun aber in allen Dingen in der Welt statt. Selbst das kostbarste und werthvollste Metall, das Gold, ist werthloser als das billigste, das Eisen, sobald letzteres durch die Arbeit veredelt worden ist. Die kleine Spiralfeder in unsern Taschenuhren, die unter der sogenannten Spindel der Unruh liegt, ist bloß aus verarbeiteten Eisen, aus Stahl; da aber aus einem Pfund Eisen über siebentausend solcher Federchen gemacht werden, so ist der Werth dieses Pfundes Eisen durch diese Arbeit viel größer geworden als ein Pfund Gold.

Hieraus folgt, daß ein Mensch, der Eisen so fein verarbeiten kann, reicher ist, als ein anderer, der die vielbeneidete Kunst der Alchymisten versteht, Eisen in Gold zu verwandeln. Der Reichthum liegt also nicht im Besitz kostbarer Dinge, sondern in der Verarbeitung, die aus wenig werthvollen Dingen werthvolle schafft, und es folgt hieraus, daß eine Zeit, wo man einen Holzklotz nur zum Verbrennen braucht, ärmer ist, als eine Zeit, wo man durch geschickte Arbeit aus jedem Klotz, der kaum den Ofen wärmt, hunderttausend Zündhölzchen macht! —

III.

„Aber“ — so hören wir die Zweifler rufen: „Ihr sprecht immer rühmend von der Zeit, von ihrer geschickten Arbeit und den Reichthümern, die sie neu schafft; was jedoch hilft das uns, uns Menschen, die wir nicht Stecknadeln und Zündhölzchen und sogenannte Reichthümer machen, sondern sie mit unserm Geld bezahlen müssen? Sagt uns doch: Ist das nicht dennoch hinausgewor-

fenes Geld, Verschwendung von Material und Zeit und Menschenkraft, die, wenn das immer so weiter geht, die Welt ruiniert?“ —

Es thut uns leid, wenn wir zur richtigen Beantwortung dieser Frage, wiederum zu einem Ausspruch greifen müssen, der den Frager wahrscheinlich stutzig macht und den Zweifel in ihm aufkommen läßt, ob wir nicht reine Sophismen treiben. — Das aber ist wahrhaftig nicht der Fall! Unsere Antwort ist ernst gemeint und auch richtig. Sie lautet wie folgt:

Eben diese sogenannten „Verschwendungen“ sind nicht eine Quelle der Verarmung, sondern im Gegentheil eine Quelle des Reichthums und des Wohlergehens für alle alle Menschen; sobald sich nur die Menschen sammt und sonders auf die „Verschwendung“ recht ordentlich verlegen. —

Wenn man in der Weltgeschichte liest, daß Rom untergehen mußte, weil die Römer Gastmähler gaben, bei welchen die Verschwendung herrschte, sich die Speisen und Getränke aus den fernsten Ländern der Welt herbeizuschaffen, so hat das seine vollkommene Richtigkeit. — Was aber würde der große römische Verschwender Lucullus sagen, wenn wir ihm zeigen könnten, wie bei uns die Frau des armen Fabrikarbeiters sich jeden Morgen beeilt nicht zu einem Gastmahl, sondern zu einem alltäglichen häuslichen Getränk ein Material aus Brasilien zu beschaffen; denn ihr Mann ist sparsam, er trinkt nicht Molka-Kaffee, sondern begnügt sich mit dem schlechten Kaffee aus Brasilien. Sie legt ihm wohl auch noch ein Stückchen Zucker bei, den sie leider aus der inländischen Fabrication theuer beziehen muß, weil unsere Handelsminister so hartberzig sind, den ausländischen Zucker durch eine Steuer zu vertheuern zu Gunsten der wenigen inländischen Zuckermacher und zum Schaden all der Millionen einheimischen Zuckerverzehrer; sonst würde die Frau unseres Tagelöhners zu dem Getränk aus Brasilien ihrem Manne noch eine kleine wohlschmeckende Würze, ein Stückchen Zucker aus Indien beilegen. — Was würde dieser Lucullus sagen, wenn man ihm zudem noch die Versicherung gäbe, daß jezt alle Welt diese Verschwendung treibe, daß der Kaffee und der Zucker nicht einmal zur Sättigung dienen, sondern eine von unsern besten Naturforschern noch nicht völlig erklärte Wirkung auf den Genießenden ausüben, und bloß zur Befriedigung dieses Gemüthes alljährlich in Deutschland über 18 Millionen Thaler ausgegeben, und Jahr aus Jahr ein ein halbes Tausend großer Schiffe übers Weltmeer ausgesendet werden, um den Zucker und Kaffee herbeizuschaffen. — Gewiß Lucullus würde ausrufen: „All meine weltgeschichtlichen Verschwendungen sind Kindereien gegen die ewigen!“

Gleichwohl würde Jeder die richtige Antwort geben: „mein lieber Lucullus, nimm's nicht übel, Du siehst die Sache von einer ganz falschen Seite an! Wenn zu Deiner Zeit das amerikanische Festland jenseits der Welt schon entdeckt ge-

wesen wäre und Du Schiffe ausgesandt hättest, um ein Pfund Kaffee für Dich und die Genossen Deiner Tafelfreuden herbeizuholen, dann hättest Du sammt Deinen Nachahmern freilich sehr schnell Rom ruiniert; wir aber machen es anders: wir trieben es im Großen, wir machen die sogenannte Verschwendung zum gemeinsamen Genuß und da haben wir es durch ein Kunststück, an das Du gar nie gedacht hast, dahin gebracht, daß wir uns dabei ganz wohl stehen! denn wisse: der Mann dieser Frau, die eben solch ein verschwenderisches Getränk zubereitet, arbeitet Jahr aus Jahr ein in einer Fabrik, die immerfort Stecknadeln macht und ein Theil dieser Stecknadeln geht eben auf solchen Schiffen, die Kaffee herbringen nach Brasilien. Die Brasilianer aber sind auch schon von der Verschwendung angesteckt, daß für sie die Stecknadeln eben solch ein Bedürfniß sind wie für uns der Kaffee, und sie pflegen deshalb eifrig die Kaffeebäume und senden uns deren Früchte sehr gern für Stecknadeln. — Und das eben ist *I n d u s t r i e!*“

Ob Lucullus diese Antwort ganz begreifen würde, das wollen wir dahin gestellt sein lassen; aber unserer Zeit ziemt es, daß Jeder der in ihr lebt und genießt, sich den Gedanken klar macht, bis zu welcher Höhe jene Harmonie der Menschenthätigkeit, die man *I n d u s t r i e* nennt, es gebracht hat, daß die Verallgemeinerung des Genusses die höchste Verschwendung in die höchste Sparsamkeit verwandelt! — Und diesen Gedanken wollten wir durch die vorstehenden Betrachtungen nur einleiten und im Nachstehenden nur noch deutlicher aussprechen.

Es giebt Genüsse in der Welt, die, wenn sie ein Einzelner allein für sich und seinen anserlesenen Kreis beschafft, ihn und die Menschen, über welche er zu verfügen hat, zu Grunde richten. — Und dies nennt man Verschwendung. Triffst man aber die Einrichtung, daß alle Welt diese Genüsse theilt, so wird aus der Verschwendung eine Quelle des Wohlergehens und des Reichthums, und das nennt man: *I n d u s t r i e*.

Wenn im vorigen Jahrhundert der reichste Monarch Europa's, Ludwig der Vierzehnte, sich hätte einen Genuß verschaffen wollen, den sich heute der ärmste Handwerksbursche gönnen kann, wenn ihm der kühne Gedanke in den Sinn gekommen wäre, für sich einen eignen Fahrweg aus Eisen zu bauen, um auf diesem durch irgend welche Triebkraft mit größerer Schnelligkeit von einem Ende seines Reiches zum andern eilen zu können, so würde er damit halb Frankreich ruiniert haben. Auch wenn all die hierzu nöthigen Erfindungen bereits damals vorhanden gewesen wären, würde dennoch der Gedanke der Ausführung ein so verderblicher gewesen sein, daß man ihn nur als Wahwitz betrachtet haben würde; denn das Ergebnis des Genusses, die Befriedigung eines persönlichen Wunsches oder Bedürfnisses jenes Monarchen, wäre für Frankreich nicht entfernt den Aufwand von Material und Arbeit werth gewesen, den eine Eisenbahn erfordert. Selbst wenn Ludwig

der Vierzehnte so zu sagen die Eisenbahn für sich aus seiner Tasche hätte bauen lassen, selbst wenn er das Geld dazu aus den eroberten Provinzen hätte erpressen lassen, wäre doch der Plan ein heillosen Wahwitz gewesen, der Frankreich ruinirt hätte; denn die Eroberung und das Contribuiren der eroberten Länder geschah doch immer durch Aufwand französischer Kräfte und der Genuß, den sich der Monarch dafür verschaffte, wäre diesen schweren Aufwand nicht werth. — Es wäre Verschwendung im allerhöchsten Maße und Frankreich hätte sich diese ganz gewiß nicht gefallen lassen. Dagegen ist heutigen Tages der ärmste Handwerksbursche im Stande, sich diesen Genuß zu verschaffen und es ist keine Verschwendung, im Gegentheil, es ist *Sparsamkeit*, wenn er nicht zu Fuß durch Frankreich läuft und Zeit und Kräfte vergeudet, die ihm theurer zu stehen kommen als der Fahrpreis. —

Woher aber rührt dieser merkwürdige Umstand?

Einzig und allein daher, daß die *Verallgemeinerung* des Genusses der Eisenbahn den Aufwand von Kraft und Arbeit, die sie erfordert, werth ist; denn wenn Alle genießen, wird die sogenannte Verschwendung zur *Sparsamkeit*!

IV.

In wie hohem Grade das, was wir sagen, wahr ist, das ergibt sich aus ganzen Reihen von Betrachtungen, gleichviel ob man diese an den kleinlichsten Dingen des alltäglichen Hausbedarfs anknüpft oder sie aus den größten Unternehmungen der umfangreichsten Staats-Institute beginnt. —

Wenn Lucullus die Hände über den Kopf zusammenschläge, daß unsere Fabrikarbeiter sich ihren Morgentrant aus Brasilien verschaffen können, und Ludwig der Vierzehnte den Glauben an all seine Macht verlieren würde, in der Wahrnehmung, daß unsere Handwerksburschen sich Genüsse erlauben dürfen, die er für sich allein nie hätte haben können, so wissen wir, daß dies nicht etwa daran liegt, weil zu Lucullus's Zeiten der Kaffee unbekannt, Brasilien unentdeckt und zu Ludwig des Vierzehnten Zeiten die Eisenbahnen und die Dampfmaschine noch nicht erfunden waren, sondern in dem Umstand, daß sie als *Einzelne* nach bevorzugten Genüssen strebten und die jetzige Zeit sie eben nur als *gemeinsame* Genüsse Aller bieten kann. — Ist es aber wahr, daß der Vorzug des Reichthums vor der Armuth darin besteht, daß man sich im Reichthum Lebensgenüsse verschaffen kann, die man sich in der Armuth versagen muß, so ist es auch ganz entschieden wahr, daß sich der Arme in jetziger Zeit durch die Verallgemeinerung der Genüsse in eine genußreichere Lage versetzt sieht, als der Reiche von ehemals. —

Freilich kannte der Reiche von ehemals gar nicht die Bedürfnisse, die jetzt schon der Arme gedankenlos befriedigt. — Es kam ehemals selbst den Allermäch-

tigsten der Gebieter nicht in Sinn), sechs Meilen in der Stunde reisen zu wollen, während jetzt der Kerne schon ungeduldig wird, wenn sich bei Reisen durch ganze Länderstrecken der Zug um fünf Minuten mit der Ankunft verspätet. — Mit der wachsenden Befriedigung wachsen auch in der That die Bedürfnisse, und je mehr man in einer Stunde zu leisten und zu durchleben vermag, desto unerträglicher wird Jedem der Vorzug weniger Minuten. Muß man nun auch gestehen, daß der erleichterte Lebensgenuß den Anspruch an dasselbe gesteigert und in demselben Verhältnisse dem Wohlgefühl der Menschen Eintrag thut, so ist und bleibt doch das immer das bedeutsamste Merkmal unserer Zeit und ihres Fortschrittes, daß sie die Lebensgenüsse in gerade entgegengesetzter Art darbietet als ehemals. —

Ehemals lag die besondere Lebensbequemlichkeit und der erhöhte Lebensgenuß darin, daß sich der Einzelne sie verschaffte und zu diesem Zwecke genöthigt war, sie den Anderen und namentlich den großen Massen zu entziehen; gegenwärtig gestaltet es sich umgekehrt: es wird im Kleinen wie im Großen die Lebensbequemlichkeit und der Lebensgenuß erst dann in höherm Grade möglich, wenn man sie verallgemeinert und Millionen zur Theilnahme daran gewöhnt und veranlaßt. —

Wer diesen Gedanken in seiner vollen Bedeutung würdigt, der wird in demselben auf einem sehr allgemeinen ruhreichen Gebiete dasjenige als ausgemachte Wahrheit wiederfinden, was in unserer Zeit auf einem sehr speciellen Gebiete noch mannigfachen heftigen Streit veranlaßt. — Es giebt noch sehr viele einsichtsvolle, würdige und verdienstliche Menschen, die in dem Wahne leben, daß dasjenige was man Demokratie nennt, nur eine Partei-Erfindung politischer Zeitungen, der unruhigen, unzufriedenen Köpfe ihrer Schreiber und Leser ist. — Wer jedoch den eben ausgesprochenen allgemeingültigen Gedanken des Unterschieds der ehemaligen und der jetzigen Zeit unbefangen betrachtet, der wird zu der tiefen Einsicht kommen, wie in dem streitigen Gebiete nur eine Wahrheit zum naturgemäßen Durchbruch kommt, welche auf dem viel weitern Gebiete des Lebens bereits zur fertigen Thatsache geworden ist, nämlich zu der Thatsache, daß das Hauptmerkmal unserer Zeit die Industrie nur durch jene Verallgemeinerung des Lebensgenusses im Stande ist, den erhöhten Lebensgenuß darzubieten!

Mögen wir die Betrachtung anheben wo wir wollen und wie wir wollen, es stellt sich im Kleinen wie im Großen die Wahrheit heraus, daß die Verallgemeinerung der Lebensgenüsse, die Demokratisirung derselben, eine Hauptaufgabe unserer Zeit ist, die sich ohne bewußte Tendenz erhält. Alles was unsere Maschinen, unsere Fabriken schaffen, all die Tausende von Pferdekraften, die der Dampf für uns hergiebt, all die Massen von Gütern, welche die Eisenbahnen tagtäglich hin und her durch das Land mit unerhörter Hast führen, sind nicht zur

Befriedigung der Bedürfnisse Einzelner ins Leben gerufen, die im Sinne der frühen Zeit über Reichthümer gebieten und den großen Aufwand zu machen im Stande waren, den man Verschwendung nennt, sondern das massenhafte Schaffen und das eilige Verbreiten desselben durch alle Länder ist erst dadurch möglich geworden, daß sie den Massen der Menschen eine Befriedigung gewähren. Alles was für die Massen der Menschen geschaffen wird, nimmt einen Anstrich der Großartigkeit an, die all das Große, was im Alterthum jemals geschaffen wurde, weit, weit überragt. — Die Pyramiden Aegyptens sind ein Kinderspiel gegen die Eisenbahn über den Semmering; die Paläste von Ninive sind bis zum Verschwinden kleinlich gegen den Tunnel durch den Mont-Cenis. Wenn erst den Massen der Menschen damit ein Bedürfnis wird befriedigt werden, so wird eine Aktiengesellschaft in jeder Woche mehr Menschen über die Alpen transportiren, als sich's Hannibal jemals in seinem unsterblichen Zuge vorstellen konnte. — Die Brücke über den Niagara läßt uns lächeln über den Gedanken, daß Xerxes einen wahnwitzigen Frevel hegte, als er an die Möglichkeit einer Brücke über den Hellespont dachte. Die Diademe sehr gewöhnlicher Eisenbahnen überragen an Großartigkeit die Bauten der Perser und Römer. Der Krystall-Palast stellt die Zauberräume der Semiramis in Schatten. — Woher all dies? Wo liegt der bedeutungsvolle Grund des Unterschieds der alten und der neuen Zeit? Nur darin, daß in alten Zeiten der Einzelne, der unumschränkte Herrscher über Millionen, diese Millionen zwang, seine Bedürfnisse und seine persönlichen Wünsche zu befriedigen; wohingegen jetzt das Umgekehrte der Fall ist: alles, was Großartiges geschaffen wird, wird für die Millionen und Millionen der Menschen und ihrer gemeinsamen Theilnahme am Genuß geschaffen!

Dies aber ist wiederum nur dadurch möglich, daß ein Zusammenhang zwischen Allem besteht, was die Menschen leisten. Man kann nur einen gemeinsamen Genuß für Millionen von Menschen schaffen, wenn jeder Einzelne auch in dem, was er schafft, für die Bedürfnisse der andern Sorge trägt. — Wer Stecknadeln oder Zinnhölzchen in solcher Masse macht, daß die Menschen sie in Nacht-samkeit verlieren und abnutzen können, der hat ein Anrecht auf seine Tasse Kaffee aus Brasilien, auf ein fattunes Kleid für seine Frau und Kinder aus Baumwolle, die in Indien wächst, auf eine Eisenbahnfahrt, um die ihn die Mächtigen der Vorzeit beneiden. — Er arbeitet für Millionen und nimmt dafür auch mit Recht Theil am Genuß all der Dinge für Millionen. — In diesem Falle ist die Arbeit eine das Wohlbehagen der Menschen fördernde Leistung, für welche andere Menschen wiederum für den Arbeitenden und dessen Wohlbehagen etwas leisten; und der Austausch der Leistungen ist der Austausch des Wohlbehagens, der Alle berührt. —

Der Zusammenhang in der Gegenseitigkeit der Leistungen ist eine so feste Regel, daß man ohne tiefe Untersuchungen über ganze Länder ein Urtheil fällen kann, ob sie für die großen Lebensgenüsse der Gemeinsamkeit reif sind oder nicht. — Wenn man Jemanden durch einen Zauber in die Fabrikrstätten Englands versetzt, ohne ihm zu sagen, wo er sich befinde, und ihn sehen ließe, was man dort alles an Federmesserchen, Nähnadeln, Pflanzenziehern, Maschinenwerken, Schiffsbauten, Baumwollgeweben u. s. w. zusammenarbeitet, so wird er sofort sagen können: Ihr arbeitet so massenhaft diese Dinge, die Ihr selber nicht verbrauchen könnt; ihr arbeitet also sicherlich für Millionen anderer Menschen, nun so werdet ihr auch gewiß die Leistungen von Millionen zu genießen bekommen. Versetzte man denselben Beurtheiler nach Rußland und zeigte ihm, wie da die Massenleistung noch gar nicht begonnen hat, so wird er sofort sagen können: hier kann zwar eine Regierung eine Eisenbahn auf ihre Kosten bauen und ein reicher Eigenthümer sich zu seinem Vergnügen sehr viel civilisirte Genüsse verschaffen, aber die Masse ist in ihren Leistungen noch nicht reif für die Lebensgenüsse der Gemeinsamkeit. Hier arbeitet man noch nicht für Millionen Anderer, hier wird auch der Genuß der Leistungen von Millionen noch nicht möglich. Dies Land kann an Naturprodukten sehr reich sein, aber so lange es nicht im Sinne unserer Zeit arbeitet, wird es auch nicht im Sinne unserer Zeit in Wohlbehagen leben!

V.

Liegt denn aber in der That in dem Gemeinsamkeitsgenuß unserer Zeit ein so hoher Vorzug derselben, daß wir diesen zu dem Culturmaßstab der Völker machen dürfen? Ist denn jenes materielle Wohlbehagen, das aus der Arbeit für Millionen entspringt auch wirklich ein richtiges Merkzeichen für den höhern Geistesaufschwung, der in Kunst und Wissenschaft doch den eigentlichen Bildungsstand der Nationen bezeugt? — Ja, ist nicht das Wesen der Kunst und der Wissenschaft, dieser Hauptfrüchte des Culturlebens, unter allen Umständen nur das Ureigenthum der hervorragenden Geister, das Besitzthum einer Aristokratie der Begabung, und liegt nicht gerade in dem Gemeinsamkeitsgenuß ein Merkzeichen der Verflachung unserer Zeit? —

Wir dürfen zur Beantwortung dieser Frage, oder richtiger, dieser Anklagen, die man gegen unsere sogenannte materielle industrielle Zeit erhebt, wiederum nur auf die Welt der Wirklichkeit in ihren kleinen und großen Erscheinungen verweisen, um darzuthun, wie gerade mit dem sogenannten materiellen Fortschritt auch das intellektuelle Leben in seiner Gemeinsamkeit in hohem Grade gewonnen hat. —

Wir wollen auch hier wieder mit scheinbar geringfügigen Thatfachen auftreten,

die wohlwogener gar mächtige Zeugnisse des rein intellektuellen Aufschwunges angeben.

Von allen neuern Fabrikationszweigen dürfte keiner dem unserer Stechnadeln näher stehen als die Fabrikation unserer Stahlfedern. — Wie viel wohl täglich fabrizirt werden müßen? Auch das geht gewiß weit in die Millionen! Die Stahlfeder geht aber nicht wie die Stechnadel inmitten ihrer Leistungsfähigkeit verloren, sondern sie wird wirklich abgebraucht und erst dann fortgeworfen, nachdem sie einen oft gar nicht unbeträchtlichen Dienst verrichtet. —

Nun aber wissen wir, wie es noch keine dreißig Jahre her sind, daß man auf den Gedanken kam, den Gänsekiel durch die Stahlfeder zu ersetzen. — Ja, zu Anfang der Fabrikation wurde sie sogar wissenschaftlich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus sehr energisch bekämpft. Man sagte scheinbar mit Recht: es sei unwirtschaftlich, durch direkte Menschenarbeit ein Produkt schaffen zu wollen, das die Gänse ohne alle Mühe als loßes Nebengeschäft zur hinreichenden Befriedigung aller Schreibenden betreiben! Man nannte diese Unternehmung „eine unvernünftige Concurrenz einer theuer zu bezahlenden Arbeit gegen eine von der Natur gratis geleistete;“ man fügte hinzu, daß nicht einmal der scheinbare Gewinn an Beschäftigung von Menschenhänden vorliege, denn offenbar müsse die Fabrikation der Federmesser in demselben Maße verlieren, als das Schneiden der Gänsekiel aufhöre! —

Es ist wissenschaftlich außerordentlich lehrreich die wirtschaftlichen Gründe zu verfolgen, welche der Stahlfeder trotz der an sich ganz richtigen Einwände so mächtig Bahn gebrochen haben. Ja, die Stahlfeder überwand noch ganz andere Hindernisse, wie zum Beispiel die zur Zeit ihres Auftretens allgemein gebräuchliche Gallus-Eisen-Tinte und das für die Stahlspitze der Feder damals noch viel zu saferige unfatirte Schreibpapier. — Auch die Federmesser-Fabrikation hat nicht abgenommen, sondern sehr stark zugenommen, obwohl unsre Kinder gar keinen Begriff mehr davon haben, warum die Federmesser Federmesser heißen und es einer weitläufigen Erklärung bedarf, um es ihnen begreiflich zu machen, daß wir es in unserer Jugend keineswegs nöthig hatten erst auf die Gänsejagd zu gehen, wenn wir einen Brief schreiben wollten.

Für unser Thema jedoch hat nicht der Sieg der Fabrikation in volkswirtschaftlicher Beziehung, sondern in rein intellektueller Beziehung eine unendlich hohe Bedeutung.

Wir wissen: die Gänse haben ihr Nebengeschäft keineswegs aus Mangel an Absatz aufgegeben. Den Gänsefedern, deren man sich sonst zum Schreiben bediente, vermochte man bisher noch keine andere Beschäftigung nachzuweisen; sie werden

nach wie vor noch immer verschrieben, gleichwohl hat die Stahlfeder eine Verbreitung gewonnen, die der der Stechnadeln nicht allzuviel nachgiebt! —

Was aber bedeutet das für uns? — Es bedeutet, daß in unserem Zeitalter unvergleichlich viel mehr geschrieben wird als früher! Gleichviel wo rü b e r geschrieben wird, gleichviel wie groß, gemessen nach dem Grade unserer höheren Bildung, der intellektuelle Werth dessen sein mag, was geschrieben wird; es steht jedenfalls so viel fest, daß jedes geschriebene Wort den Inhalt der Gedanken, die Ein Mensch dem Andern mittheilt, in viel concentrirterer Form wieder giebt als der von ihm gesprochene. Es schreibt Jeder nicht nur kürzer als er spricht, sondern auch mit viel größerer Bestimmtheit und Sammlung seines Geistes. In Zeiten wo viel geschrieben wird, wird unendlich viel mehr gedacht als in Zeiten wo wenig geschrieben wird; und in gleichem Maße, wie die Summe der Denkhätigkeit in dem Schreibenden wächst, steigert sich die Summe der Denkhätigkeit in allen denen, an welche das Geschriebene gerichtet ist. Mögen nun unter den vier Millionen Briefen, die die Berliner Stadtpost allein jetzt alljährlich befördert, nur wenige sein, die allein für sich einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete des Geisteslebens documentiren; es ist ihr gesammter Geistesinhalt ein viel viel größerer als im ersten Jahr der Einrichtung der Berliner Stadtpost, wo die Zahl der Briefe sich nur auf einige dreißigtausend belief. —

Steht es aber fest, daß der große gewaltige Strom von geistigem Verkehr, der bloß im Brieffschreiben durch das jetzige Geschlecht dahin zieht, unmöglich wäre, wenn wir wieder unsre Zuflucht zum Gänsekiel nehmen müßten, so ist es ganz zweifellos, daß die millionenfach fabrizirte Stahlfeder ein sehr gehobenes Dasein in der intellektuellen Welt erzeugt hat. —

Wer es aber weiß, wie die Stahlfeder-Fabrikation allein gar nicht zur Blüthe gelangen kann, wenn nicht anderweitig auch die fernliegenden Fabrikationszweige sich emporschwingen, wer es begreift, wie die Vervollkommnung des Maschinenbauwesens der Fabrikation der Stahlfeder vorangehen mußte, wie der gesteigerte Gebrauch der Stahlfeder mit dem gesteigerten Gebrauch des Papiers Hand in Hand geht, wie die gesteigerte Papier-Fabrikation unmöglich wäre ohne die vorzüglichen Maschinen, die das Papier ohne Ende liefern, wie zu dieser Maschine, um nur einen kleinen gar nicht bedeutenden Theil zu nennen, das feine Messing-Drachnetz, das man Müller-Beutelnetz nennt, unumgänglich nöthig ist, wie die Draht-Spinnerei und das Drahtweben wiederum in die Verfeinerung des Maschinenwesens hineingreifen, durch dessen Hilfe es erst möglich ist es herzustellen, — wer die tausendfachen Fäden verfolgt, die auf den verschiedensten und scheinbar fernliegenden Zweigen der Arbeit durch einander gehen müssen, um nur die Mäßigkeit der Stahlfeder-Fabrikation zu gewähren, der wird erkennen,

wie die Stahlfeder, wenn sie die Repräsentation der sehr gesteigerten Intelligenz ist, in ihrem Denkhätigkeits-Geschäft eine Unmasse stiller Theilnehmer hat, die scheinbar gar nichts mit der Schreibung, diesem Geistesverkehr der Menschen unter einander zu thun haben, die aber gleichwohl an dem großen Verdienste theilnehmen mit der Steigerung und Verallgemeinerung der sogenannten materiellen Arbeits-Erzeugnisse zugleich auch intellektuell der Welt zu dienen. —

Aber auch tief in das Wesen der höhern Kunst und der höhern Wissenschaft greift dasjenige hinein, was wir als das bedeutfamste Ergebniß der neuern Kultur und die sie charakterisirende Verallgemeinerung ihres Genusses bezeichnet haben. —

Wohl ist es wahr, daß die höchsten Erzeugnisse des Genies immer nur von den gewähltesten und seltensten Geistern begünstigter Zeitalter geschaffen worden sind und geschaffen werden. — Aber könnten wir die Unsterblichen der Kunst, könnten wir Rafael und Correggio, Rubens und Rembrandt, Dürer und Holbein in die Wohnungen unseres in Dürftigkeit lebenden Fabrik-Arbeiters führen, dessen täglicher Kaffeegenuß den Lucullus irre macht, sie würde in den naturgetreuesten photographischen Familien-Portraits, die sie an den Wänden finden, Gegenstände ihrer erhabensten Bewunderung erblicken. — Sie würden, ließe man sie in einer unserer größten Städte herumwandern, über unser Zeitalter staunen, wo fast an jeder Straßenecke ein Photograph zu finden ist, der eine Sammlung von kleinen Meisterwerken zur Schau ausstellt, von deren Feinheit und Naturwahrheit die Kunst der Vorzeit gar keinen Begriff hatte. — Sie würden die unglaubliche große Verbreitung ihrer eigenen Meisterwerke in photographischen Abdrücken, und in viel größerer Trübe, als sie selber je im Stande gewesen wären sie zu copiren, als ein Merkzeichen des höchst gesteigerten und verfeinerten Kunstsinnes betrachten. Wenn sie aber gar erführen, daß all diese Erzeugnisse nicht von Künstlern, sondern von technischen Arbeitern geleistet werden, die auch nicht eben von dem freigebigen Kunstsinne reicher Liebhaber existiren, sondern ihr Gewerbe auf das vollkommen gewöhnlich gewordene Bedürfniß des allgemeinen Volks gründeten, sie würden wahrlich dieser Erscheinung unserer Zeit eine tiefere Bedeutung beilegen, als wir es vermuthen, die wir das eigentliche Ergebniß vor unsern Augen haben entstehen sehen. —

Durch die Lichtbilder ist der Kunstsinne und das Kunstbedürfniß so tief ins Volk hineingewachsen, daß wir gar nicht mehr im Stande sind, uns in die Zeit zurückzuwerfen, wo sie aus Mangel an Befriedigung nicht existirten. Einen ungefähren Maßstab für dieses Bedürfniß möchte der Umstand abgeben, daß die drei größten Laboratorien für photographische Chemikalien in Berlin im Jahre 1839 für circa hunderttausend Thaler salpetersaures Silber fabrizirt haben.

Wenn wir auch annehmen, daß nur der zehnte Theil davon in Berlin zur Photographie verbraucht wird, so ergibt doch ein ungefährender Ueberschlag, daß in Berlin allein für fertige Bilder sammt Rahmen nahe an eine viertel Million Thaler im Jahre 1839 verausgabt worden sein muß. Das Bedürfniß ist aber seit jenem Jahre sehr beträchtlich gestiegen, und ist noch immer fort im Steigen; und wenn das Geld, das dafür ausgegeben wird ein Maßstab des vorhandenen Interesses ist, so dürfte man bald auf ein wunderbares Resultat kommen; denn thatsächlich wird eine viel größere Summe in Berlin allein für die Photographie ausgegeben, als der Staat im Stande ist, für die königliche Akademie der Künste zu verwenden, die für den ganzen Staat existirt!

Was beweist uns aber dieser Umstand? Nichts anders als das ungeheure Wachstum des Kunstsinns und die Verallgemeinerung des Kunst-Bedürfnisses seit der Zeit, daß eine Erfindung aufgetreten, welche für die Befriedigung dieses Bedürfnisses in der Weise der Industrie zu sorgen im Stande ist. —

Und wie sieht es denn um die Literatur? —

Wer liest es nicht mit Behmuth wie eine einzige Zeitschrift die „Horen“ an mangelnder Theilnahme in der deutschen Lesewelt eingehen mußte, trotzdem Göthe und Schiller, Wieland, Herder, die beiden Humboldts und ihre bedeutendsten Zeitgenossen sich an der Mitarbeiterschaft betheiligten? — Vergleicht man die außerordentlich bescheidenen Ansprüche, die die Literatur vor einem halben Jahrhundert an die Lesewelt machte, mit dem ungeheuern Kapital, das jetzt Jahr aus Jahr ein für die Erzeugnisse der Buchdrucker-Pressen verausgabt wird, so wird man sich eine ungefähre Vorstellung machen können, in welchem Grade das Bedürfniß nach Geistesnahrung in der Welt sich gesteigert hat, und man wird erkennen, daß dem Wachstum der sogenannten materiellen Welt das Wachstum der Leistungen zur Befriedigung der intellektuellen Bedürfnisse mindestens ganz gleich gekommen ist. —

Wir haben im Beginn unserer Betrachtung von den Stecknadeln gesprochen, die alltäglich massenhaft geboren werden, um alltäglich massenhaft verloren zu gehen. Sollen wir aus dem Gebiet der geistigen Productionen ein Seitenstück vorführen, nun, so liegt wohl nichts so nahe wie die Zeitungsbblätter, die massenhaft alltäglich entstehen, um massenhaft nach kurzem Geistesgenuß als Makulatur zu vergehen. Der Jahrespreis der in Berlin allein erscheinenden Tageszeitungen beträgt mehr als eine halbe Million Thaler, eine Summe, die die Leser ganz freiwillig contribuirem, um ein geistiges Tagesbedürfniß zu befriedigen, das unter der ungeheurer gesteigerten Fülle aller andern Tagesbedürfnisse wiederum so verschwindet, wie die Stecknadeln unter den Trümmern des täglich massenhaft

Verlorengehenden. — Wenn man will, kann man auch dies eine Geistesverschwendung nennen; aber so wenig die Menschheit ärmer wird durch das Verbrauchen des Geschaffenen und im Gegentheil der Reichthum und dessen Wohlbehagen sich weit über alle Massen verbreitet, jemebr die Verallgemeinerung der Leistungen eine Steigerung derselben möglich machte, eben so ist mit den geistigen Tageserzeugnissen der Fall. Einzelu gehalten gegen das, was die Heroen des Geistes Unsterbliches leisten, verschwindet es wohl als bedeutungslos; aber in der Verallgemeinerung der Leistung, in der Verbreitung des kleinen Gemüthes über die großen und immer größer werdenden Massen, bekundet es den großen geistigen Fortschritt, der unsere Zeit nicht minder charakterisirt, wie der materielle Fortschritt, den man unserer Zeit nicht absprechen kann. — —

Und so mag denn auch diese unsere Betrachtung ihren Weg hinaus in die Lebenswelt nehmen, um nach Verlauf eines Jahres, wenn ein neuer Volkskalender erscheint, verloren zu gehen in dem großen unübersehbar gewordenen Strome der Betrachtungen, die der Zeitenlauf eines einzigen Jahres unserm sehr reichen Zeitalter vorüberführt. — Auch eine verloren gegangene Stednadel geht nicht ganz verloren. Wer ihr Schicksal zu verfolgen im Stande wäre, der würde gar sehr erstaunen in der Wahrnehmung, wie das kleine unbeachtete eiserne Kunstwerk unserer Industrie in irgend einer Weise unter Mül und Schutt hinausgeräth aufs Feld, wo der allverzehrende Sauerstoff der Luft sich seiner bemächtigt und es oxydirt, wie es dann, von den Säuren des Regenwassers aufgelöst, zur Pflanzenspeise wird, und wie es nach Jahr und Tag, gar wunderbar verwandelt, als Eisengehalt eines Gemüthes, eines Spinats, eines Sallats, wiederum auf den Tisch der ehemaligen Eigenthümerin gelangt, um gar mit Wohlgeschmack und zur Stärkung der Gesundheit verzehrt zu werden. — Geht es in der Gedankenwelt nicht oft eben so? — Der Geistesstrom unserer Zeit führt außerordentlich viel von Gedanken an uns vorüber, die kaum geboren, schon verloren zu gehen scheinen. Es hafet wenig von dem, was unsere Volksliteratur bringt, fest im Gedächtniß der Empfänger und es thut darum Noth, daß man viel darbietet und von Zeit zu Zeit die Gabe erneuert. Aber auch dies ist nicht Verlorenes und Verschwendetes für immer; denn in verwandelter Form und in ganz anderer Verbindung und Gestaltung tritt sehr oft ein Gedanke bei uns zu Gaste ein, der unerkannt schon einmal dagewesen, und wir nehmen ihn zuweilen in anderer Weise auf, in besserem geistigem Wohlgeschmack und zur Stärkung unserer geistigen Gesundheit! — —

Möge es nur einigen Gedanken unserer Betrachtung eben so ergehen!

